

Geteilte Erinnerungen

Die Ausstellung *Fremde Heimat* hat den Zeitreisenden des DOMiD die Möglichkeit geboten, ihr historisches Wissen zu vertiefen und die Zusammenhänge des Gastarbeiter-Systems immer besser zu verstehen. Das Team machte regelrechte Entdeckungen: So war die Frage der Anwerbung jahrelang Gegenstand interministerieller Querelen gewesen. Während das Innenministerium um die innere Sicherheit in Deutschland fürchtete, drängte das Wirtschaftsministerium – unter dem Druck der Industrie – auf Anwerbung aus dem Ausland. Das Resultat der dynamischen Wanderungsbewegungen war eine intensive Internationalisierung der Arbeit. Dieser Prozess setzte Millionen von Menschen in Bewegung. Häufig wurden sie in der deutschen Industrie als ungelernte Arbeitskräfte eingestuft. Während sie in ihrem Herkundorf ihre Arbeitssituation weitgehend autonom gestalten konnten, unterwarf die Industriearbeit die einzelnen Arbeiter*innen dem Takt der Maschine. Die „Unterschichtung“¹ der bundesdeutschen Gesellschaft führte dazu, dass deutsche Arbeiter*innen mithilfe eines „Fahrstuhleffekts“² in der Arbeitshierarchie aufsteigen konnten. Pünktlich nach Ablauf der Aufenthaltsfrist sollten die ausländischen Arbeitskräfte dann, dem sogenannten „Rotationsprinzip“³ folgend, in ihre Heimatländer zurückkehren und andere an ihre Stelle treten lassen.

1 Anfang der 1970er-Jahre entwickelte der Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny am Beispiel von sogenannten Fremdarbeiter*innen in der Schweiz die Theorie einer gesellschaftlichen Unterschichtung durch Arbeitsmigration. Vgl. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Soziologie des Fremdarbeiterproblems: eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz, Stuttgart 1973.

2 Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986, S. 122 ff.

3 Klaus J. Bade, Als Deutschland zum Einwanderungsland wurde, in: DIE ZEIT, 24. November 2013.

Und auch das war eine Entdeckung der multiperspektivischen Migrationsgeschichtsschreibung: Selbst in Phasen strikter Regulierung kamen längst nicht alle Migrant*innen über die *Deutsche Verbindungsstelle*. Transnationale Arbeitsmigration bestand bereits in den 1960er-Jahren aus parallel zueinander verlaufenden Bewegungen von staatlich regulierter und organisierter, kollektiver Anwerbung sowie individueller, „irregulärer“ Zuwanderung – so der damalige Sprachgebrauch. Aus der Perspektive des Staates bzw. der Staaten, für die die Migration im Wesentlichen eine Bewegung war, die dem Interesse der einheimischen Wirtschaft dienen und zu diesem Zwecke möglichst optimal organisiert werden und reibungslos ablaufen sollte, ließ sich nicht die ganze Geschichte erzählen. In der Essener Ausstellung wurde diese politische Geschichte ergänzt und kontraktiert von den Ambitionen der Leute selbst, die diesen staatlichen Spielregeln unterworfen wurden, diese aber auch unterliefen. Hier konnten die Einwander*innen ihre Träume und Traumata wiedererkennen und zugleich ihre subjektive Migrationserfahrung überprüfen.

Damit haben wir angefangen. Mit dem Wissen der Migration, aus der Perspektive der Migranten Geschichte zu erzählen.

Die Deutschen kannten diese Geschichte nicht, aber auch viele Migranten haben gesagt: Das wusste ich gar nicht! Sie haben die Geschichte nur aus ihrem persönlichen Blickwinkel, mit Scheuklappen, erlebt. In der Türkei erzählte man sich: In der Fabrik in Deutschland drücke ich einfach einen Knopf, dann arbeitet die Maschine von selbst. Und dann komme ich in einer halben Stunde zurück und drücke noch mal. – Und damit verdiene ich mein Geld. Viele belogen sich, wenn sie in die Türkei fuhren. Kauften sich ein Auto, fuhren hin, um sich damit zu zeigen, und wenn sie zurück waren, verkauften sie das Auto wieder.

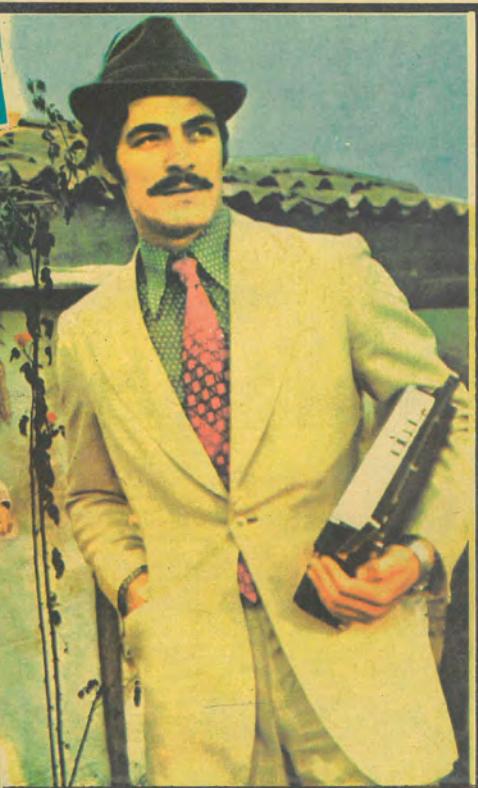


E 1180,0000 Mahmut A. bei einem Heimatbesuch in der Türkei, Ende der 1960er-Jahre.
DOMiD-Archiv, Köln

Im sogenannten Wirtschaftswunderland Deutschland wurde das Auto zum wichtigsten Statussymbol. Diese konsumorientierte Haltung wurde auch von vielen Arbeitsmigrant*innen übernommen. Auf der Heimfahrt in die Türkei sollte das eigene Auto den Erfolg des eigenen Migrationsprojekts beweisen.



KRALİÇENİN HEPİNİZE SELÂMLARI VAR (SAYFA: 8-9'DA)



Napolyon'u
dize getiren
Türk
CEZZAR
AHMET PAŞA

7.inci
Sayfada

6.inci
Sayfada

FORSAY
HALİL



TV PROGRAMI
Alman televizyonundan
bir haftalık program (15.inci sayfada)

KADIN MODA
Belma Aksoy'un saç
indiriliği (15.inci sayfada)

FAL BULMACA (14.üncü sayfada)

BİR İL BİR TÜRKÜ (14.üncü sayfada)



SD 0484,0007 Zeitungscover mit Filmplakat „Die Deutschländer“, 1973. DOMiD-Archiv, Köln

Almancı – Deutschländer ist eine in der Türkei gängige, abwertend konnotierte Bezeichnung für in Deutschland lebende türkstämmige Menschen. Daraus spricht Neid auf die in Deutschland errungenen wirtschaftlichen Erfolge, zugleich Verachtung für die vermeintliche Anpassung an die deutsche Lebensart.

Migrant*innen kannten ihre Lebensgeschichte, waren gewissermaßen Expert*innen ihrer eigenen Biografie. Aber erst durch die Realisation, *wie* die Geschichte gelaufen war, gewannen sie einen Überblick. Was hatte eigentlich in der damaligen Anwerbevereinbarung genau gestanden? Welche Rolle hatte die deutsche, welche die türkische Seite bei dem Zustandekommen der Vereinbarung gespielt? Welche Funktion hatten die Verbindungsstellen bei der Abwicklung? Und wie hatten die Behörden versucht, individuelle, „autonome“ Migrationen unter staatliche Kontrolle zu bringen? Antworten auf diese Fragen zu erhalten, bedeutete für die Migrant*innen zugleich ein Stück Selbstermächtigung. Zugleich lernten die Besucher*innen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft, aus welchen geopolitischen Kontexten die vermeintlichen Gastarbeiter*innen kamen und wie sich unter den hiesigen Verhältnissen ihr Leben gestaltet hat. Es waren diese multiperspektivischen, transnationalen Aushandlungsprozesse, die für das Gelingen der Essener Ausstellung entscheidend waren.

Aytaç Eryilmaz *Mit Frau Jamin haben wir das viel diskutiert. Im Endeffekt wurde ich aber überzeugt, dieses Material nicht nur unter Migrationsperspektive zu sammeln und darzustellen, sondern multiperspektivisch.*

Mathilde Jamin *Natürlich haben wir stark die Perspektive der Migranten selbst zu Wort kommen lassen, aber nicht alleine. Was wir nie wollten, war eine reine Betroffenengeschichte, das fanden wir kitschig. Die Perspektive derer, die sonst nicht beschrieben werden, sollte zwar zur Geltung gebracht werden. Aber in einer Weise, die auch den allgemeinen Quellen entspricht.*